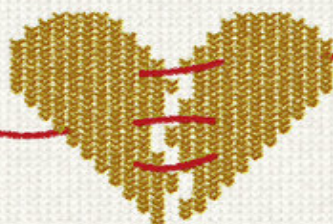


HOWARD

JACOBSON



Rendezvous
und andere
Fiktionser-
scheinungen

ROMAN



Klett-Cotta

HOWARD

JACOBSON

Rendezvous

und andere

Alters-

erscheinungen



Howard Jacobson

Rendezvous und andere
Alterserscheinungen

Roman

Aus dem Englischen
von Johann Christoph Maass

Klett-Cotta

Impressum

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Live a Little«

im Verlag Jonathan Cape, London.

© 2019 by Howard Jacobson

Für die deutsche Ausgabe

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH,
München

unter Verwendung eines Fotos von

© Tomasz Gudzowaty/yours gallery/Agentur Focus

Datenkonvertierung: C.H.Beck.Media.Solutions,
Nördlingen

Printausgabe: ISBN 978-3-608-96457-8

E-Book: ISBN 978-3-608-12003-5

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der
Printausgabe.

Für Mitnik, natürlich

BUCH EINS

1

»Mir fehlen die Worte«, erklärt die Prinzessin ihrem Sohn. Sie ist sich nicht im Klaren, welchem.

»Wieso, Mutter, was ist denn passiert?«

»Nichts ist passiert. Mir fehlen einfach die Worte, mehr nicht.«

»Hast du angerufen, um mir das zu sagen?«

»Ich denke, dir sollte klar sein«, sagt sie, »dass du mich angerufen hast.«

Sie umklammert den Telefonhörer am Ende der Schnur, als wollte sie ihm die Luft abpressen. Sie hat ihr ganzes Leben lang nichts behutsam angefasst.

»Nein, das ist nicht der Fall, Mutter.« Auch er ist ein Abwürger, ein Kostendrucker von Berufs wegen, und unterdrückt ein Gähnen, will, dass sie den Schlaf in seiner Stimme hört. »Ich würde dich nie um zwei Uhr nachts anrufen.«

»Übertreib mal nicht. Es ist nicht zwei Uhr.«

»Es fühlt sich wie zwei Uhr an. Und ich habe dich nicht angerufen. Vielleicht hätte ich sollen, aber ich habe nicht. Wie auch immer ...«

»Was, wie auch immer?«

»Warum hast du angerufen?«

»Hör auf, im Fernsehen diese Unterhemden zu tragen.«

»Du meinst sicher Pen. Ich glaube, er würde sagen, das sei kein Unterhemd, sondern ein T-Shirt.«

»Egal, wie das heißt, du solltest dein Hemd zuknöpfen.«

»Sag das Pen, nicht mir.«

»Wer ist Pen?«

»Dein Sohn.«

»Du bist mein Sohn.«

»Du hast mehr als einen.«

»Welcher davon ist er?«

»Der pfäffische.«

»Und welcher bist du dann?«

»Der verlorene.«

Er weiß, dass sie es weiß.

»Nun, ich habe keinen von euch großgezogen, damit er im Fernsehen ein Unterhemd trägt«, sagt sie.

»Du hast keinen von uns großgezogen, damit wir Anarcho-Syndikalisten werden. Es ist das Privatvergnügen meines geliebten Bruderherzes, dieses ideologische Statement zu machen.«

»Indem er ein Unterhemd trägt?«

»Es ist ein T-Shirt. Die Null-Bock-Generation ist begeistert davon, einen alten Politiker in einem T-Shirt zu sehen.«

»Ja, jetzt, wo du es sagst, erinnere ich mich, dass es mir auch so ging. Pens Vater – es muss ja wohl sein Vater gewesen sein, oder? – hatte einen ganzen Schrank voller Unterhemden. Seinen Unterhemdler nannte ich es. Die schmutzigen warf er aufs Bett, damit ich sie wasche. Pen wurde auf einem Nest aus Unterhemden gezeugt, ich sollte mich also wohl nicht wundern, denke ich.«

»Mutter!«

»Sei doch nicht so empfindlich. Du wurdest auf der Rückbank eines Rolls gezeugt.«

»Ich lege jetzt auf, wenn du nur angerufen hast, um mir das zu sagen.«

»Findest du Unterhemden denn nicht schlampig?«

»Nein, sie sind schlimmer als schlampig, sie sind hinterlistig. Sie verführen die Leichtgläubigen. Hat bei dir ja schließlich auch funktioniert.«

»So spricht man nicht mit seiner Mutter. Wenn du nur angerufen hast, um mir das zu sagen ...«

»Ich habe dich nicht angerufen, um dir irgendetwas zu sagen. Du hast mich angerufen.«

»Das glaube ich kaum.«

In Wahrheit aber kann die Prinzessin sich nicht mehr erinnern, wer nun wen angerufen hat.

*

Sie ist keine richtige Prinzessin. Das ist bloß so eine Marotte von ihr. Prinzessin Schweppessodawasser. Ihr richtiger Name, ihr Geburtsname, ist Beryl Dusinbery. Sie hat nie eingewilligt, ihn für einen Mann zu ändern.

Prinzessin Schweppessodawasser ist, wie sie sagt, ihr *nom d'oubli*, nach der Heldin aus *Tausendundeiner Nacht*, deren tatsächlicher Name ihr immer wieder entfällt. Schh... du weißt schon wer. Sie hatte gedacht, die Anspielung würde ihre Kinder amüsieren – sie sind alt genug, um sich an die Werbekampagne aus den Sechzigern zu erinnern –, aber ihre Kinder amüsiert gar nichts. Dafür machen sie sie verantwortlich. »Du hast nie zugelassen, dass Heiterkeit in

unseren Leben eine Rolle spielte«, ermahnen sie sie. »Es ist schon ein starkes Stück zu denken, du kannst jetzt mit uns deine Scherze treiben. Ehrlich gesagt, es ist peinlich. Du bist die unlustigste Mutter, die je gelebt hat.«

»Ach, ist das tatsächlich so?«

»Ist das tatsächlich so! Da hat man's. Jede andere Mutter hätte einfach ›echt?‹ gesagt.«

»In Zeiten des Sprachverfalls habe ich euch dazu erzogen, euch immer korrekt auszudrücken. Ihr solltet dankbar sein, Kinder einer Lehrerin zu sein und nicht die eines Waschmädchens.«

»Was ist denn ein Waschmädchen?«

Die Prinzessin lobt sich dafür, nicht zu sagen: ›Du hast eines geheiratet.‹

»Deine Unkenntnis bestätigt meine Systematik«, sagt sie stattdessen. »Genau wie ich meine Schüler für Höheres ausgebildet habe, habe ich auch euch ausgebildet.«

»Wir waren nicht deine Schüler, Mutter ...«

»Ich bin noch nicht fertig.«

»Gehört das jetzt wieder zu deinen Scherzen?«

»Ich habe nie behauptet, lustig zu sein. Es liegt in der Natur der Väter, sich um diesen Bereich zu kümmern.«

»Unsere Väter waren nie da.«

»Auch das liegt in der Natur der Väter. Aber um die Neugierde einer alten Frau zu stillen. Ihr sagtet, ich sei die unlustigste Mutter gewesen, die je gelebt habe. Von wie vielen Müttern seid ihr denn aufgezogen worden?«

»Man kann davon ausgehen, dass sich wohl keine andere Mutter geweigert hat, Gutenachtgeschichten vorzulesen,

weil sie sie geistlos fand. Du hast tatsächlich dieses Wort verwendet – *geistlos*, Herrgott noch mal!«

»Da habt ihr es – ich habe euch ein Wort beigebracht, an das ihr euch noch immer erinnert ...«

»Das aber niemand verwendet.«

»Dann versucht, euch in gebildeteren Kreisen zu bewegen.«

»Ich sitze im House of Lords, Mutter.«

»Eben.«

»Das Leben besteht nicht nur aus Worten ...«

»Und ob es das tut.«

»Es gibt auch noch Gefühle.«

»Gefühle! Und was sind Gefühle ohne die Worte, sie auszudrücken? Man grunzt, bis man ein Wort dafür hat, das bezeichnet, warum man grunzt. Und aus diesem Grund wissen Schweine nichts von *Weltschmerz* oder *nostalgie de la boue*.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil sie nie davon sprechen.«

»Wenn man aus Angst grunzt, weiß man, dass man sich fürchtet. Wir haben nie artikuliert, dass wir uns fürchteten. Aber das haben wir.«

»Gefürchtet, weil ihr bedroht wart, oder gefürchtet, weil ihr von Natur aus ängstlich wart?«

»Wir hatten nie die Möglichkeit, das herauszufinden. Du hast uns vom Augenblick unserer Geburt an das Fürchten gelehrt. Du hast uns vor dem Schlafengehen *Grimms Märchen* und *Struwwelpeter* vorgelesen – auf Deutsch.«

»Ich?«

»Du! Ich wache noch immer nachts schreiend auf, weil der Schneider hereinkommt und mir klipp und klapp mit der Scher' den Daumen abschneiden will.«

»Es war nötig, um euch an die Gefahr zu erinnern, die die Deutschen darstellten. Ich habe euren Vater durch sie verloren, falls ihr euch erinnert.«

»Mein Vater war es nicht.«

»Es herrschten verwirrende Zeiten.«

»Genau wie jetzt. Und was zur Verwirrung auch noch beiträgt, ist, wenn du dich plötzlich entscheidest, die Fröhliche zu spielen. Du hast uns mit Strenge erzogen, und uns wäre es lieber, wenn du so bliebest. Es steht dir nicht, dich plötzlich so mädchenhaft zu geben.«

»Mir fehlen die Worte«, sagte sie.

Dies ist nicht die Mitschrift eines echten Telefongesprächs mit einem echten Kind, sondern die Zusammenfassung vieler. Im Nachhinein bedauerten die Kinder ihre harten Worte. Mütter ziehen einen Ölfilm an Vorwürfen und Schuld hinter sich her. Selbst diese Mutter. Sicher, sie musste sich für vieles rechtfertigen – dass ihnen jeglicher Sinn für alles abging, was in Richtung Lächerlichkeit tendierte zum einen; zum anderen, dass in ihren Leben etwas vollständig fehlte, was auch nur entfernt an einen Vater erinnerte, dann: dass sie kein liebevolles Interesse am Wohlergehen anderer hegten; vielleicht ging sogar ihre eiserne Entschlossenheit auf sie zurück. Aber sie war über neunzig. Man kann seiner Mutter nicht ewig die Schuld geben. Und wenn sie ihr vielleicht ein wenig mehr Zuneigung gezeigt hätten – schwer auszudenken, wie das hätte gehen sollen, aber dennoch ...

Sie merkt, wenn ihre Kinder es sich noch einmal überlegen. Spürt, dass ein Zurücknehmen unmittelbar bevorsteht, und hebt eine beringte Hand, um das zu verhindern. Klipp und klapp. Als Nächstes wollen sie ihr auch noch einen Kuss geben. Die Ringe an ihrem Finger, die für all die Herzen stehen, die sie geraubt und nie zurückgegeben hat, fungieren als Abschreckungsmittel. ›Ne vous embêtez‹, wird sie sagen, wissend, wie ihr Mädchenpensionatsfranzösisch sie aufregt.

Diese Frau!

Nun, kann sie es ihnen verdenken?

Kann ich es ihnen verdenken?

Sie/ich. Die Prinzessin hat Angst vor Bedeutungsschwund. Damals/jetzt. Heute/morgen. Ich/sie. Schwund, schwupps, weg. Schlipp und schlapp.

Aber sie behält ihren ernsten Sinn für das Absurde.

Mädchenhaft! Man hat mich schon so manches genannt, aber mädchenhaft!

Sie fragt sich, ob sie es als Kompliment auffassen sollte. Vor einem Ganzkörperspiegel stehend, öffnet sie ihr Haar. Das älteste Mädchen in London.

Lächerlich. Warum aber hat sie dann noch langes Haar?

Einst trug sie es wie Kleopatra. Ihre Lieblingsfigur in der Literatur, wenn ihre Lieblingsfigur gerade nicht Medea ist. Kleopatra, Königin des Nils, eine Frau, zu clever für jeden der Männer, die ihr nachstellten. Was für Medea nicht so recht zutraf. Medea ließ zu, dass die Liebe zu Jason sie entmannte. Entmannte? Ja, entmannte.

Die Unterstellung, sie bettele um die Gnade ihrer Kinder, ist etwas, das Beryl Dusingery nicht unwidersprochen

hinnehmen kann. Sie hat Fehler gemacht, aber niemals den Mut zu denken, sie könne unter Vortäuschung falscher Tatsachen die Herzen ihrer Kinder erobern. Sie ist sich ihrer Grenzen bewusst.

Sie steckt sich das Haar wieder hoch.

Ich kenne meine Grenzen.

*

Und Grenzen gibt es, wie sie nach und nach einsieht, unzählige. Wer hätte gedacht, dass es so viele Dinge gibt, die immer weniger werden? Wenn der Zucker alle ist, gibt es eine Betreuerin, die für Nachschub sorgt. Wenn die Kräfte sie verlassen oder sie sich in der eigenen Wohnung verirrt, hilft ihr jemand, sich zurechtzufinden. Aber es gibt niemanden, der ihr helfen kann, wenn ihr die Worte fehlen. Sie sie verlegt, trifft es besser. Einen Moment lang hat sie ein Wort, dann nicht mehr. Wohin verschwindet es? Rolllt es unter das Bett wie die Kekse, die ihre Tagesbetreuerin Euphoria ihr bringt, leichtsinnig auf dem Rand des Untertellers ihrer Teetasse arrangiert? Oder fliegt es aus dem Schlafzimmerfenster, wenn sie schläft? Weil sie das Wort definitiv noch hatte, bevor sie die Augen schloss.

Seit sie nach London gezogen ist, vor wer weiß wie vielen Jahren, schläft sie bei offenem Fenster. Einige Zeit nachdem die Kinder aus dem Haus waren – das muss reichen. Danach brauchte es dann kein Spielzimmer mehr für sie. ›Sie‹ meint sowohl Ehemänner wie auch Kinder. Zuerst öffnete sie die Fenster, um dem Summen der Stadt zu lauschen. Sie hatte zu viel Zeit in kleinen, langweiligen Städten in Gesellschaft von kleinen, langweiligen Männern

verbracht. Sie hätte früher umziehen sollen. Der Krach der Straßen entsprach dem Krach in ihrem Kopf. Sie hatte einen richtigen Stadtkopf gehabt. Aber jetzt, da ihr Gehör nachgelassen hat, ist es nicht das urbane Grollen, das sie hört. Sondern ein tieferes, weniger zielgerichtetes Spätsommerdröhnen, so als ob Bienen letzten Nektar tankten, Fliegen starben und die Hitze des Tages entwich. Ich kann die Rosen sterben hören, denkt sie, obgleich Blumen für sie immer eher etwas Marginales gewesen waren. Marginal – eine weitere Motte von Wort, die just in dem Moment, als sie die Augen schloss, aus dem offenen Fenster geflattert war. Wohin? Bis ganz nach Tanger?

Warum schließt sie das Fenster also nicht? Gute Frage. Es gibt ein Wort dafür, aber sie hat es verlegt.

Namen verschwinden bereits seit Jahren. Bevor sie den Namen von jemandem nur erfährt, hat sie ihn bereits vergessen. War nicht in der Lage, einer Vorstellung zu folgen. Wieso? Zum Schutz, dachte sie zuerst. Um ihr Gedächtnis für wichtigere Dinge aufzusparen. Jetzt aber sind die wichtigeren Dinge ebenfalls fort. Die Überzeugungen, die sie einmal verfochten hatte – alles, was davon noch übrig ist, ist der Überschwang, mit dem sie sie vertreten hatte. Sie kann sich entsinnen, wie sich ihr Zorn angefühlt hat. Er liegt wie Kleidungsstücke da, die aus übervollen Koffern gefallen sind. Aber der Koffer ist fort. Genauso wie der Zielort, für den sie ihn gepackt hatte.

Nach den Menschen, Dinge. Wie heißen diese Kekse? Wie hieß der Ort? Sich an Tanger erinnern zu können, hatte sie erfreut. Aber worum ging es bei der Erinnerung? Und dann taucht plötzlich ein Wort auf, aus keinem anderen Grund

als dem, dass sie seine Gestalt sehen kann. Auf einmal ist ihr *Müßiggang* in den Sinn gekommen. Der Zustand, in dem man untätig ist. Sie kann spüren, wie ihr *Müßiggang* auf der Zunge liegt. Ist es das Gefühl, eher noch als die Bedeutung – der Zustand, in dem man untätig ist –, das sie an jemanden erinnert, dessen Gesicht sie keinen Namen zuordnen kann? Und sollte dieser Jemand untätig gewesen sein – es war definitiv ein Er –, warum erinnerte sie sich just an das von ihm? Blieben die Müßigen länger in dem mit Spinnweben verhangenen Keller ihrer Erinnerungen hängen als die wirklich Wichtigen? Gesichter verweilen länger. Sie wünschte, es wäre andersherum. Ohne Gesichter käme sie zur Not aus. Aber Namen braucht sie. Klänge waren für sie immer suggestiver als optische Dinge. Namen sind die Schlüssel zu ihrer Vergangenheit und damit zu ihrem Weiterleben. Namen geben ihr Wurzeln. Ohne Namen treibt sie einfach im Weltraum, sieht Gesichter, die sie nicht sehen will, eine verschwommene Bilderschau der Müßiggänger. Und was wird sein, wenn ihr eigener Name verschwindet? Wird sie dann selbst zu einer Müßiggängerin?

Wie also heißt sie, die Prinzessin, die weiterreden muss, um ihr Leben zu retten? *Sch... Schh... Schhh..., du weißt schon*. An manchen Tagen weiß sie es, an anderen nicht. Daran ist nichts drollig. Sie muss weiterreden, um ihr Leben zu retten. Für sie ist ein verlorenes Wort gleichbedeutend mit einem verlorenen Tag. Und je mehr ich davon verlege, umso mehr muss ich jene benutzen, die mir noch zur Verfügung stehen.

O mein Gedächtnis ist recht ein Antonius, und ich bin ganz vergessen! ... *Daran* erinnert sie sich noch.

Und so beschreibt sie Karteikärtchen, übrig geblieben aus den Zeiten, in denen sie für jeden Schüler eines führte, und Telefonblöckchen, aus Hotelzimmern gestohlen, in denen geschlafen zu haben sie sich nicht erinnern kann. Sie schreibt Briefe an Freunde, wenn sie sich ins Gedächtnis rufen kann, welche von ihnen noch leben, aber Briefe an die Toten gehen auch. Sie ruft ihre Söhne an, auch wenn ihr ihre Söhne herzlich egal sind. Sie spricht mit sich selbst. Sie blättert ihre alten Schulfotos durch, um zu sehen, an wie viele Gesichter sie sich erinnert und wie viele davon sie mit Namen versehen kann. An manchen Tagen landet sie viele Treffer, an anderen nicht. Mal ist ihr der Name ihrer besten Freundin entfallen, dann findet sie die Schulleiterin nicht mehr, dann sich selbst. Aber sie bleibt dran. Morgen wird sie die gesamte Schule wiedererkennen.

Und sie stickt, keine Blumen oder Vögel, keine Landhäuser oder Sonnenuntergänge, sondern Sinnsprüche, in seidigen Buchstaben, einen nach dem anderen, mit strafender Bedächtigkeit, langsamer, als die Seidenraupe ihr gelbliches Werk vollbringt ...

Er starb unter Schmerzen,
aber seine Augen sahen
Gott und er beklagte sich nicht.
Im Jenseits werden wir uns
wiedersehen,
sagte er zu seiner Frau.

Sie brachte es nicht
übers Herz, ihm zu widersprechen

Lustig, wie anders Buchstaben gestickt aussehen. Ein mythischer Garten, aus feinstem Garn gesponnen, Liebende mit geschürzten Purpurlippen in goldenen Roben, ineinander verschlungene blutrote Herzen, unterzeichnet in tanzender Kinderschrift – Beryl Dusingery –, und niemand bemerkt, welche Grausamkeiten man da stickt. So bin ich zu meinen Ehemännern gekommen. Es spielte keine Rolle, was ich sagte, meine Schönheit lenkte sie ab, meine atemberaubend blauen Augen verwandelten das Gift meiner Worte in Liebe.

(Sie ist eine Frau, der man besser nicht widerspricht, Tatsache aber ist, dass ihre Augen nicht so atemberaubend sind und es auch niemals waren, wie sie es gern hätte; was die Männer ablenkte, waren ihre harten, kubistischen Gesichtszüge und der Eindruck, den sie vermittelte; sie schien genau zuzuhören und sich gleichzeitig abzuwenden, eine entrückte Unnahbarkeit, in Verbindung mit ihren breiten, hervorstehenden Wangenknochen, ließen auf eine gelangweilt-lüsterne Absicht schließen.)

Ich habe es nie darauf angelegt, einen Ehemann zu finden, wobei ich den Begriff Ehemann lose definiere. So, wie Cleopatra ihn definiert hat. ›Gemahl, ich komme.‹ *Toter Gemahl, ich komme.*

Genau, wie ich es nie darauf angelegt habe, Kinder zu haben oder *Betreuer* – ein Wort, das ich hasse, wenn es mir einfällt. Warum nicht Personal oder Gefolge? Mein verkrüppeltes Gefolge von Dummköpfen, das am Gasofen sitzt, um sich zu wärmen, mir riskant arrangierte Kekse

bringt und darauf wartet, mich aufzufangen, wenn ich falle. Manchmal falle ich bloß, damit sie etwas zu tun haben. »Hoppala«, rufe ich und sinke vom Sessel. Ich betrachte es als einen Gefallen. Es erhöht ihre Zufriedenheit mit der Arbeit. »Komme schon, Mrs Beryl, bin schon unterwegs«, ruft Euphoria, bevor sie aus der Küche gewatschelt kommt. Wäre ich wirklich hingefallen und darauf angewiesen, dass sie mir hochhilft, wäre ich schon tot. Um Nastiers Aufmerksamkeit zu bekommen, muss ich sogar noch lauter rufen.

Sie hängt permanent am Radio, wo ein rumänischer Musiksender läuft, und selbst wenn ihre Kleidung in Flammen stünde, würde sie es nicht merken. Sollen die Flammen doch an ihr hochschlagen – was macht es schon, solange die Musik spielt? Es hat wohl mit ihrer inneren Balance zu tun. Es ist bloß eine Frage der Zeit, bis sie über die Kabel stolpert und sich selbst stranguliert. Ich sitze ohnehin wieder in meinem Sessel, wenn sie kommen. »Kann ich irgendetwas für Sie tun?«, frage ich und schaue dabei kaum von meinem Rahmen hoch.

Ich war mehr Mann als jeder meiner Männer, und ich habe keinerlei Zweifel, dass ich beweisen werde, dass in mir mehr von einem Betreuer steckt als in jedem meiner Betreuer.

Es ist bereits im Gange. Euphoria ist eine fromme und korpulente Schwarze aus Uganda. Ich sage ihr, sie sei gut beraten, bequemere Schuhe und Röcke zu tragen, wo sie mehr Bewegungsfreiheit hat. Das Gehen fällt ihr schwer, das Bücken noch schwerer. Du bist nicht als Mannequin engagiert worden, sage ich zu ihr. Sie hat das Wort noch

nie gehört. Mit q, nicht mit k, sage ich, aber das hilft ihr auch nicht weiter. Trotzdem ist es immer noch besser, ein Mannequin zu sein, denke ich bei mir, als eine russische Hure, was meine Nachtbetreuerin aus Moldawien anstrebt. Man kommt sich vor wie im Bordell, wenn sie einander ablösen. Wer, hoffen sie, soll sie sehen? Mein Arzt? Der Chiropraktiker? Meine Söhne? Der Fensterputzer? Oder reicht es ihnen aus, ihre Üppigkeit einer alten Frau zu präsentieren? Irgendwann demnächst werde ich ihnen Bilder von mir zeigen, auf denen ich in ihrem Alter bin. Ihr denkt, *ihr* könntet das Herz eines Mannes entzünden? Schaut in dieses Gesicht und stellt euch den Schaden vor, den ich angerichtet habe.

Ich härte die Schwarze ab, sowohl emotional als auch körperlich. Ihr Herz ist wie aus Molasse. Sie steht neben meinem Bett, während ich an dem antiken Spannrahmen arbeite, für den meine geliebten Jungs zusammengelegt haben (um mich weiter ans Bett zu fesseln, obwohl ich sehr gut laufen kann), und bekundet japsend unqualifizierte Bewunderung. »Das ist wunderschön, Mrs Beryl«, sagt sie. »Ist es eine wahre Geschichte?«

»Die wahrste Geschichte, die Sie jemals lesen werden«, sage ich zu ihr. »Ich habe sie geschrieben.«

»Sie ist sehr lustig«, sagt sie. »Sie bringt mich zum Lachen.«

»Das sollte sie nicht. Sie sollte Sie zum Weinen bringen.«

»Nein, sie ist so komisch.« Sie schlägt die Hände zusammen. »Ich stelle mir seine Aufregung vor, während er darauf wartet, dass seine Frau zu ihm kommt.«

»Das wird sie nicht.«

Euphoria schüttelt energisch den Kopf. »Oh, doch, das wird sie.«

»Das ist meine Geschichte. Und ich sagen Ihnen, das wird sie nicht.«

Aber wenn es ums Geschichtenerzählen geht, ist Euphoria eine Modernistin, eine Post-Irgendwas: Sie ist der Meinung, sie sei die Autorin dessen, was sie liest, und wisse es besser als der eigentliche Verfasser. Sie zieht sich in die Küche zurück, noch immer kopfschüttelnd, und setzt ein weiteres Mal Tee auf. Ich höre, wie sie sich über mich mokiert.

»Himmelherrgott«, sagt sie, wie ich mir vorstelle, und es besteht kein Anlass, meine Fantasie dafür zu tadeln. Sie stammt aus einer anderen Zeit.

Irgendwann werde ich für sie den Tee kochen, da bin ich mir sicher. Sie wird in diesem Bett liegen und irgendetwas schwafeln, und ich werde ihre Temperatur messen. Es sind die Stärkeren, die überleben, und ich bin wesentlich stärker als sie, trotz meines Alters.

Nastya aus Moldawien – Nastier spreche ich es mittlerweile aus – kommentiert ebenfalls mein Mustertuch. »Wie es kommt, dass Frau hatte kein Herz?«, fragt sie.

Mit einer Handbewegung schicke ich sie fort. Ich bin nicht so alt geworden, um einem moldawischen Flittchen die Grundlagen der englischen Sprache zu erklären. Aber das ist ein Fehler. Ich schade mir mit meiner Ungeduld nur selbst. Mein Vorrat an Worten wird kleiner, und ich muss von den Wörtern, die ich noch habe, permanent Gebrauch machen. Es spielt keine Rolle, ob mich jemand versteht. Ich werde, wenn nötig, auch mit der Luft sprechen.

Wie kommt es, dass *ich* kein Herz hatte, fragt sie sich im Bett liegend. Es ist eine Frage, über die sie erst vor Kurzem begonnen hat nachzudenken. Zumindest glaubt sie, dass sie erst vor Kurzem begonnen hat, darüber nachzudenken. Sie kann nicht mehr sagen, wann »vor Kurzem« begonnen hat. Aber eine Sache, sie selbst betreffend, hat sie nicht vergessen: Sie ist ihr ganzes Leben lang eine furchtbare Frau gewesen. Und aus diesem Grund sind ihre Ehemänner, Liebhaber, flüchtige Affären – wer weiß schon, als was man sie bezeichnen sollte? – allesamt verschollen, haben sich abgewandt, das Zeitliche gesegnet, aus diesem Grund laden ihre Kinder sie nicht ein, bei ihnen zu wohnen. Das waren jetzt zwei Dinge.

Am Morgen, bevor die Sonne über dem Norden Londons aufgeht und das Spätsommerdröhnen wiedereinsetzt, beginnt sie ein neues ihrer Todes-Mustertücher.

Er kam geräuschlos zur Welt
und starb geräuschlos,
glitt aus dem Leben wie eine
Auster eine Kehle hinab.
»Das war nicht so schwierig«,
sagte er und verschied.
Niemand hatte ihn gehört

2

Shimi Carmelli, aufrecht sitzend, ernst, teilt die Karten so aus, als streute er Blumen auf das Grab eines Feindes.

Ein rotes Taschentuch schwappt ihm wie eine Blutlache aus der Brusttasche.

Die Witwe Ostrapova unterdrückt ein Schaudern. Wie sauber geschrubbt, gestreng und makellos manikürt seine Finger sind. Sie senkt den Kopf, um ihren Duft einzuatmen. Sie ist aus dem Alter heraus, in dem man sich noch schämt. So, wie er in ihrer Vorstellung aus dem Alter heraus ist, in dem man noch peinlich berührt ist. Aber da liegt sie falsch. Auch bis in sein einundneunzigstes Lebensjahr hat sich Shimi Carmelli die Verlegenheit eines Jungen bewahrt. Ein Mann, den keinerlei Kindheitserinnerungen quälen, der allseits geschätzt wird, der sich in seiner Haut und in der Nähe von Frauen wohlfühlt, würde sich nicht derart ausgesucht kleiden, wie Shimi das tut.

»Nardenöl«, rät Ostrapova und schließt dabei die Augen.

Er schüttelt geflissentlich den Kopf. Alles, was er tut, tut er geflissentlich. Mit über neunzig sollte man nichts dem Zufall überlassen.

Die Witwe schreckt das nicht ab. Diesmal führt sie seine Finger vor ihr Gesicht wie Blumen. »Kalmus-Essenz?«

Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hängt ...

»Seife«, sagt Shimi nüchtern. Aber er erwähnt nicht, woher er seine Seife importiert.

»Sie sind eine solche Circe, Anastasia«, bemerkt die Witwe Saffron.

»Schon immer gewesen«, pflichtet die Witwe Schoolman bei.

Anastasia Ostrapova, die keine Scheu hat, ihren Schildkrötenhals zu zeigen, mit goldenen Ketten hübsch angetan, wirft den Kopf nach hinten und lacht. »Bin ich es nicht mehr, ist das mein Tod.«

Shimi Carmelli versucht, seine Hand aus dem Griff der Witwe Ostrapova zu lösen. »Wenn ich Ihnen die Karten lesen soll ...«

Im Zuge des simulierten Ringkampfes, der nun folgt, fliegen die Karten vom Tisch. Shimi Carmelli bückt sich, um sie aufzuheben. Das ist eine mutige Tat für einen Mann seines Alters. Die Sorgfalt, mit der er seine Hosenbeine an den Knien lupft, entgeht den Witwen nicht. Nicht die Beweglichkeit bewundern sie dieser Tage, sondern den Vorbedacht.

Die Witwe Ostrapova befürchtet, dass ein erneutes Austeilen der Karten ihr Schicksal negativ beeinflussen wird.

»Es sind exakt dieselben Karten wie zuvor«, versichert er ihr.

»Sie können sich daran erinnern?«

»Ich erinnere mich an alles.«

Das meint er nicht symbolisch. Er erinnert sich wirklich an alles.

Was gäbe er darum, wäre dem nicht so.

Es sind fünf Witwen anwesend, die sich eher unter dem Aspekt des äußeren Erscheinungsbildes als der persönlichen Bequemlichkeit um einen großen runden Tisch herum gruppiert haben, von dem alles, einschließlich des Lazy-Susan-Drehtellers, auf dem vor einer Viertelstunde noch magere Rippchen, gedämpftes Gemüse und Kännchen mit Jasmintee gestanden haben, abgeräumt wurde. Und zwar deshalb, damit Shimi Carmelli, der Kartomantiker des Hauses, genügend Platz hat, seine Karten auszubreiten.

»Solch geballte Kompetenz«, flüstert die Witwe Wolfsheim ihrer nächsten Nachbarin zu.

Es ist nicht ihr erster Besuch im China-Restaurant Fing Ho in der Finchley Road. Sie würde nicht wollen, dass man denkt, sie käme bloß her, um sich von Mr Carmelli die Karten legen zu lassen, aber es ist ein schöner Zufall, dass er an den Abenden, an denen sie herkommt, auch da ist.

Er erinnert sich an jeden ihrer Besuche – wo sie sitzt, was sie trägt und wie sie ihre Beine unter dem Tisch hervorzieht und sie mit der langsamen Besonnenheit einer Varietétänzerin übereinanderschlägt. Die Witwe Wolfsheim ist bekannt für ihre Beine.

Sie sollte sie zu Musik entfalten und wieder voneinander lösen, denkt Carmelli. Borodin.

Nicht, weil sie seine Favoritin ist. Er ist nicht in die Witwe Wolfsheim verliebt. Tatsächlich ist es so, dass er sich an alle Witwen und die Begegnungen mit ihnen erinnert. Als die Witwe Schoolman plötzlich und mit beunruhigender Inkonsequenz seine Deutung der Karten unterbricht, um zu sagen, er komme ihr eigentümlich bekannt vor, erklärt er

ihr, er habe ihr vor mehr als fünfzig Jahren am Vorabend ihrer Hochzeitsreise eine Sonnenbrille verkauft. »Sie haben sich kein bisschen verändert«, sagt er galant.

Der Reihe nach zeigt die Witwe Schoolman jeder ihrer Genossinnen am Tisch ihre Überraschung. Ihr Gesicht ist berüchtigt für Ausdrücke der Verwunderung, die es bewerkstelligen kann, läuft aber diesmal bereits nach kurzer Zeit Gefahr, sein Repertoire bald zu erschöpfen.

»Kann man das glauben?«

»Ich kann Ihnen sogar sagen, wo Sie sie gekauft haben«, fährt Shimi fort. »Stanmore High Street.«

»Als Nächstes werden Sie mir sicher sagen, wie der Laden hieß.«

»In der Tat. Shimi's in Stanmore.«

Jetzt regt sich in ihrem Gedächtnis etwas. Kann sie dessen habhaft werden? »War das der mit den vielen Büsten?«

»Korrekt.«

»Sie haben bei Shimi's in Stanmore gearbeitet?«

»Ich *war* Shimi in Stanmore.«

Die Witwen schnappen nach Luft. Zu einer anderen Zeit war Shimi in Stanmore ein weithin bekannter Laden gewesen. Oder zumindest glauben sie, dass es so war.

Lediglich die Witwe Marks, die aus Leeds stammt, tappt im Dunkeln.

»Was bedeutet das, mit all den Büsten?«

»Ursprünglich eröffnete ich den Laden, um phrenologische Büsten zu verkaufen«, erläutert Shimi, so als verbiete sich bei dem Thema jede Ungenauigkeit. »Das sind diese Porzellanschädel, auf denen unsere

Eigenschaften kartiert sind. Sie haben sicher schon einmal einen in einem Nippesladen gesehen. Damals waren sie ganz groß in Mode. Als Scherz drapierte ich Sonnenbrillen und Panamahüte darauf. Aber dann ebte die Welle plötzlich ab, und die Leute interessierten sich mehr für die Brillen und die Hüte als für die Büsten. Ihrem Ehemann habe ich bei diesem Besuch einen Hut verkauft«, erinnert er die Witwe Schoolman. »War es schön in Juan-les-Pins?«

Staunend bedeckt die Witwe Schoolman ihren Mund mit der Hand.

»Was für ein Gedächtnis!«, sagt die Witwe Wolfsheim.

»Was für eine Gabe Sie haben.«

Wieder schlägt sie die Beine übereinander. Ihre Beine sind auch für das Geräusch berühmt, das sie beim Übereinanderschlagen machen. Etwas zwischen einem Fauchen und einem Rasseln, es lässt einen an die Schlange denken, die sich an einem schwülen Nachmittag durch den Garten Eden schlängelt.

Vielleicht doch eher Debussy als Borodin.

»Ich leide am hyperthymestischen Syndrom«, erklärt er.

»Es ist eher ein Fluch als eine Gabe. Gewisse Dinge würde ich gern vergessen.«

»Jeder von uns würde gewisse Dinge gern vergessen, Mr Carmelli.«

»Aber Sie, nehme ich jedenfalls an, können sie auch wirklich vergessen.«

»Mein Gedächtnis«, das möchte die Witwe unbedingt klarstellen, »ist an und für sich sehr gut.« Ganz anders als das der Witwe Schoolman.

»Erinnern Sie sich an den Tag, an dem Sie geboren wurden?«, fragt Carmelli.

»Natürlich nicht. Niemand erinnert sich an den Tag seiner Geburt.«

»Ich schon. Als wäre es gestern gewesen. Ein drückend heißer Nachmittag im Juli, meine Mutter war schweißgebadet, eine Tarantel flitzte über das Laken, und die Hebamme kam hineingestürzt ... Wie könnte ich das vergessen?«

Wanda Wolfsheim macht eine Geste, als wolle sie auf das Handgelenk hauen. »Eine Tarantel! Wo war das? Im Amazonas-Regenwald?«

»Whitechapel.«

Jetzt haut sie ihm auf das Handgelenk. »Sie foppen uns doch«, sagt sie. Dennoch sieht sie lustigerweise vor sich, wie die Tarantel über Klein-Shimis Füße huscht.

Konzedierend zuckt er mit den Schultern. »In Ordnung. Womöglich habe ich mir die Sache mit der Hebamme ausgedacht.«

Flirtet er mit ihr?

Was auch immer er tut, es irritiert die Witwe Ostrapova, die auf den Tisch klopft.

Er drückt den Rücken durch und zupft sich die schlappohrige Krawatte zurecht. »Ja, wenden wir uns wieder den Karten zu«, sagt er. Es wäre möglich, dass die Witwen nach der Tarantel seinen Zukunftsprognosen nun nicht mehr trauen. Aber wer kann mysteriösen Fremden und Reisen an ferne Orte schon widerstehen?

Der Witwe wird weinerlich zumute, als sie an Juan-les-Pins zurückdenkt. Die Witwe Wolfsheim fragt sich, ob es